

## PREDIGT ZUM THEMA DEMENZ

- Wermelskirchen, 22. September 2013 (17. Sonntag nach Trinitatis) -

*„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“*

Liebe Gemeinde, liebe Freunde,

das Thema dieses Gottesdienstes reicht tief, tiefer, als es uns vielleicht zunächst scheinen mag. ‚Was macht den Menschen zum Menschen?‘, wird ja immer mal wieder gerne gefragt, und eine der klügsten Antworten, die ich kenne, lautet: Der Mensch kann lachen, und er kennt seine Großeltern.

In der Tat: Diese beiden Kennzeichen, so banal und selbstverständlich sie uns vorkommen, rühren ganz fundamental an unser Wesen als Menschen. Natürlich können Tiere sich offensichtlich wohlfühlen, vor Behagen schnurren oder sich beim Sprung aus dem Wasser vergnügen. Aber dass sie lachen, Humor haben, gar bewusst Witze erfinden, das konnte bislang noch nicht nachgewiesen werden, und es ist auch sehr unwahrscheinlich. Und was die Familienbeziehungen angeht: Selbstverständlich gibt es im Tierreich rührende Beispiele von Mutterliebe und gut funktionierende Sozialverbände, ja sogar von lebenslanger Treue wissen wir und von so etwas wie Trauer angesichts des Todes. Aber dass solche Beziehungen über mehr als eine Generation hinweg gehen, dass also ein Bewusstsein von Verwandtschaft zu Großeltern besteht – auch das ist unbekannt, jedenfalls bislang noch nie nachgewiesen worden – und zwar, obwohl es genetisch und evolutionär durchaus sinnvoll sein könnte! Es scheint tatsächlich zu stimmen: *Der Mensch ist das einzige Lebewesen, das lachen kann, und das seine Großeltern kennt.*

Beides hängt aber nun interessanterweise eng zusammen. Für beides braucht man nämlich nicht nur eine gewisse Intelligenz, sondern vor allem: ein gutes Gedächtnis und die Fähigkeit, Erinnerungen miteinander zu verknüpfen. Bei der Verwandtschaft ist das ziemlich offensichtlich: Unsere Großeltern werden uns irgendwann sozusagen vorgestellt – in der Regel durch die Eltern – und dann lernen wir nach und nach, sie als Teil der Familie zu akzeptieren und zu schätzen. Mal ist die Bindung enger und mal lockerer,

aber jede/r kann – zumindest theoretisch – sagen: Diese vier Menschen sind Teil meiner Geschichte; ohne sie gäbe es mich nicht.

Und was das Lachen und den Humor angeht – nun darüber sind schon dicke Bücher geschrieben worden, weil es so ein faszinierendes Phänomen ist. Konsens aber scheint zu sein, dass Humor dann entsteht, wenn eine bestimmte Erwartung und das tatsächliche Handeln weit auseinanderklaffen, und je größer die Diskrepanz zwischen hoher Erwartung und anschließender Einlösung, desto mehr wird unser Humorempfinden gekitzelt. Die großen Meister des Humors, von Monty Python bis Lorient, wussten genau diese Diskrepanz genial auszureizen: Wenn dieser durch und durch korrekt gekleidete Herr sich auf groteske Weise in sein Ministerium für alberne Gangarten begibt, wenn dort hinter ehrwürdigen Mauern komische Fortbewegungsarten mit staatlicher Unterstützung gefördert werden, wenn seine Sekretärin den Tee beim Servieren jedes mal verschüttet, weil sie – wie ihr Minister – den aufrechten Gang wieder verloren zu haben scheint, dann ist das eben – lustig, weil die Einzelteile und das Gesamtbild überhaupt nicht zusammen passen. Und wenn sich in einem Hotel zwei wildfremde Menschen in derselben Badewanne wiederfinden, ist das zunächst ungewöhnlich. Wenn die beiden sich dann aber allen Ernstes über eine Gummiente streiten und sich dabei noch überaus korrekt stets mit ihren pompösen Namen und Titel anreden, dann erst wird es richtig – lustig. Das aber funktioniert eben nur, weil wir wissen und uns erinnern, wie es in einem Ministerium eigentlich zuzugehen hat oder wie zivilisierte Menschen üblicherweise miteinander umgehen, falls sie in ihrer Badewanne einen fremden Gast vorfinden.

Es stimmt schon: Unser Menschsein, unsere Menschlichkeit hängt zu einem ganz erheblichen Teil davon ab, dass wir auf Situationen angemessen reagieren, weil wir sie abgleichen können mit Daten aus unserer Erinnerung und daraus die richtigen Schlüsse ziehen können. Deshalb sind kleine Kinder oft drollig, weil sie manche Zusammenhänge noch nicht kennen und folglich bisweilen unpassend reagieren. Das nimmt ihnen niemand übel, und es stört auch in der Regel

nicht. Ganz anders sieht es aber aus, wenn ein erwachsener Mensch plötzlich anfängt, sich seltsam zu verhalten. Wenn das Benehmen bei Tisch sonderbar wird, wenn Selbstverständliches auf einmal nicht mehr selbstverständlich zu sein scheint, wenn ein Mensch sich nicht mehr angemessen und sicher durch die Welt bewegt, sondern verunsichert scheint und zunehmend auch andere verunsichert. Wenn Bekannte plötzlich nicht wiedererkannt werden, wenn Namen entfallen, Begebenheiten, die eben erst geschehen sind, schnell wieder vergessen werden – dann spüren wir: Hier stimmt etwas nicht. Und wir erschrecken, wenn wir merken: Das ist nicht etwa eine lustige Marotte, ein kleiner Scherz; das ist jetzt bitterer Ernst. Da ist jemand dabei, seine Erinnerung zu verlieren, seine Geisteskraft, seine Fähigkeit zur sozialen Interaktion. Wir stellen fest, wie sich diese Vorfälle häufen, wie der / die Betroffene zunächst über sich selbst verwundert ist, sich dann anfängt für sein Verhalten zu ärgern und schämen und nach und nach in eine Welt abgleitet, die wir nicht begreifen und die wir ihm / ihr nicht folgen können.

Spätestens wenn diese zunehmende Beeinträchtigung dann auch noch die engsten und längsten Beziehungen erfasst, wenn ein Mensch plötzlich die eigenen Kinder, den Ehepartner, die Geschwister nicht mehr erkennt, dann erschauern wir vor der Macht der Krankheit, die wir Demenz oder Alzheimer nennen oder mit einem Namen belegen. Aber anders als bei fast allen anderen Krankheiten – Krebs, Kreislaufprobleme, Knochen- und Gelenkbeschwerden, die alle beschwerlich, schmerzlich und mitunter tödlich sein können, greift das Erschrecken hier noch einmal tiefer, denn hier scheint ein Mensch tatsächlich seine Menschlichkeit zu verlieren. Ich habe es in vielen Gesprächen gehört und verstanden, das der schlimmste Moment im Verlauf dieser Krankheiten für die Angehörigen tatsächlich der ist, wenn mich die eigenen Mutter, der eigene Vater nicht mehr wiedererkennt. Da kann ich mir noch so oft sagen, dass es ohne jede Absicht, gar böse Absicht, geschieht: Der Schock, von den eigenen Eltern nicht mehr wahrgenommen zu werden, reicht so tief in die Schichten unserer Seele hinein, dass es mich fröstelt und graust. Für viele Angehörige ist das der Moment, in dem der Abschied vom geliebten Menschen endgültig und unumkehrbar begonnen hat.

Und wer jemals einen Menschen mit Alzheimer im fortgeschrittenen Stadium wirklich angeschaut hat, wird diesen Eindruck nicht wieder loswerden, dass ich da zwar einem menschlichen Wesen gegenüber sitze, aber in Augen schaue, hinter denen ich keinen Menschen, keine Person mehr spüren kann. Da ist eine Leere, die mir Angst macht und die ich nicht verstehe, ein Abgrund, in den ich nicht zu schauen wage, weil ich mich darin verlieren könnte, ein Fläche ohne Konturen, ein Leben, aus dem alle Höhen und Tiefen, alles Individuelle und Persönliche ausgelöscht zu sein scheinen. Es ist tieftraurig, wenn sich zwischen mich und den geliebten Menschen nach und nach die Mauer des Vergessens schiebt und ich mir bewusst werde, dass es aus dem Tunnel der Erinnerungslosigkeit keinen Rückweg mehr gibt.

Die Wucht, der Schmerz dieser Einsicht ist kaum auszuhalten und noch schwerer zu beschreiben. Die niederländische Ärztin und Künstlerin Louise van Aarsen-Koopman hat es versucht. Ihre Mutter leidet unter Alzheimer, und weil sie selbst in Kanada lebt, nimmt sie die Entwicklung der Krankheit bei ihrer Mutter besonders intensiv wahr, weil sie immer nur in großen Abständen davon mitbekommt. Wir sind bei der Vorbereitung dieses Gottesdienstes auf ihr Lied gestoßen. Es drückt besser als alle Worte aus, was geschieht, wenn ich mit all der Hilflosigkeit und Trauer konfrontiert werde, die Demenz bei einem geliebten Menschen in mir auslöst. „*Ich komme zurück, sobald ich kann. Wirst du dich an mich erinnern?*“, heißt es da an eine Stelle, und darin liegt die ganze Not und Verzweiflung einer Tochter, die um ihre Mutter kämpft und doch ahnt, dass der Kampf schon verloren ist. Und es ist gleichzeitig ein bewegendes Zeugnis der Liebe zu einem Menschen, zur Mutter, die geliebt und bewundert bleibt, so erschreckend fremd sie auch geworden ist. Hier der (übersetzte) Text ihres Liedes:<sup>1</sup>

*Du sitzt da und starrst mich an, weißt nicht mehr meinen Namen.*

*Einst hieltest du mich in deinen Armen und hättest nie geglaubt, du könntest das vergessen.*

*Du nimmst meine Hand, legst sie auf dein Gesicht.*

---

<sup>1</sup> Das Video ist mit deutschen Untertiteln im Internet unter <http://www.youtube.com/watch?v=8VKycDdCkWY> zu sehen.

*Jetzt erinnert sich deine Haut an mich, Erinnerungen an einem abgelegenen Ort.*

*Gern würde ich dich dorthin begleiten, weiß aber nicht wie.*

*Du willst nach Hause, aber du weißt nicht, wo das ist.*

*Deine Erinnerungen, wie gern würde ich sie mit dir teilen.*

*Du möchtest bei mir sein, doch ich kann nicht bleiben; ich lebe mein Leben, anderswo.*

*Ich weine um dich ... Wer konnte wissen ...*

*Mein Leben lang hatte ich Angst, du könntest mich verlassen, aber doch nicht so ...*

*Stapel Papier, du hast sie bewahrt in all den Jahren der Hoffnung und der Pläne – deine Träume...*

*Fotografien von dir und mir und die Liebe, die ich vergaß zu fühlen, ist näher als es scheint.*

*Ich bring dich jetzt in ein anderes Zuhause mit Duschsen und Mahlzeiten von einem anderen Gesicht.*

*Ich komme zurück, sobald ich kann. Wirst du dich an mich erinnern?*

*O, wie wünsche ich mir, dass du dich dann an mich innerst ...*

-----

*„Kann auch eine Frau ihr Kindlein vergessen, dass sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie seiner vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen. Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet; deine Mauern sind immerdar vor mir“ (Jesaja 49,15-16)*

Dieses biblische Wort war das andere, was uns bei der Planung dieses Gottesdienstes immer wieder in den Sinn kam. Es passt auf eine beinahe erschütternde Weise zur Not und Hilflosigkeit, die das Phänomen Demenz bei uns auslöst. Natürlich ist der Zusammenhang des Wortes zunächst ein konkret historischer: Im babylonischen Exil fragt sich Israel mit bangem Herzen: Sollte Gott uns vergessen, aufgegeben haben? Und die Antwort aus dem Mund des Propheten lautet: Dass Gott sein Volk vergisst, ist ebenso unmöglich, wie eine Mutter jemals ihr Kind vergessen könnte. Die Vorstellung, dass eine Mutter ihr Kind vergisst, es nicht mehr wahrhaben will, ist so unbegreiflich, dass sie in diesem Wort als das schlechthin Undenkbare dargestellt wird.

Um so erschreckender, wenn nun – wie wir gesehen und gehört haben – genau das passiert: Dass die eigene Mutter, der eigene Vater mich nicht mehr erkennt. Und zwar nicht aus Bosheit, aus Desinteresse oder sonst aus eigenen Stücken, sondern als Folge der heimtückischen Krankheiten, die wir mit den Bezeichnungen Demenz und Alzheimer umschreiben. Es ist furchtbar, mit ansehen zu müssen, wenn einem Menschen die Erinnerung entwindet; es beschämt mich und bereitet mir Pein, wenn ich dem anderen bei seinen hilflosen Versuchen zuschauen muss, die Fetzen der Erinnerung festzuhalten, die sich nach und nach auflösen. Und eingedenk der Tatsache, wie sehr das Erinnern, das Gedächtnis zu unserem Menschsein dazugehört, drängt sich dann bisweilen – ungewollt und mit Entsetzen bemerkt – die Frage auf, ob mir da wirklich noch ein Mensch gegenüber sitzt, ein Mensch im Vollsinne des Wortes. Wie gesagt: Wir wollen das nicht denken, wir wissen, dass wir so nicht denken dürfen. Aber es ist Teil des ehrlichen Umgangs mit dieser Krankheit, wenn wir uns das eingestehen: Sie droht uns zutiefst und zuletzt auch unsere Menschlichkeit zu rauben.

Angesichts der erschütternden Wucht solcher Erfahrung wird mir wieder neu bewusst, wie oft und stark die Bibel gerade das göttliche Erinnern betont. Sei es in der Gottesvergessenheit des Volkes oder des Einzelnen: Immer wieder werden wir daran erinnert, dass Gott nicht vergisst, dass kein Leben bei ihm verloren ist, dass jedes Schicksal in seinem Gedächtnis aufbewahrt und unauslöschlich eingezeichnet ist: Gott „vergisst nicht das Schreien der Elenden“, heißt es in Psalm 9; und auf die bange Frage „Hat Gott vergessen, gnädig zu sein?“ lautet die trostreich-trotzige Antwort in Psalm 77: „Du hast doch dein Volk erlöst; du bist der Gott, der Wunder tut; dein Weg, Gott, ist heilig“. Oder, wie es eben in unserem Wort heißt: „Ich habe deiner nicht vergessen. Siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet.“ Und aus dem Neuen Testament ist die geradezu zärtliche Versicherung Jesu überliefert, dass selbst von den winzigen Spatzen nicht einer vor Gott vergessen sei – um wie viel mehr also das Leben der von ihm geliebten Menschen (Lk 12,6f.)!

So ist das eine erste, zaghafte oder auch trotzig-gewisse Antwort auf die Not der Krankheit: Mag sich das Vergessen wie eine unüberwindliche Wand zwischen mich und den geliebten Menschen schieben – vor Gott und bei Gott ist

dieser Mensch nicht vergessen, ist kein Mensch vergessen. „Was ist der Mensch, dass du, Gott, seiner gedenkst?“, fragt der 8. Psalm nur scheinbar verzagt, denn in dieser rhetorischen Frage liegt schon die Antwort beschlossen: Er, Gott, erinnert und bewahrt jedes einzelne Leben in seinem Gedächtnis, auch und gerade jenes, das im Dunkel des menschlichen Vergessens – sei es des eigenen oder das der anderen – entschwindet. Ja, vielleicht kann man sogar formulieren: Gott *ist* das Erinnern, ist das Gedächtnis der Welt in einem ganz umfassenden und endgültigen Sinn. Es mag ein langer, schmerzlicher Prozess sein, bis mich dieser Gedanke zu trösten vermag, wenn ich der Not des Vergessens hilflos gegenüber stehe. Ich darf es aber mir und dem geliebten Menschen sagen lassen: Auch du bist mit deinem Leben bei Gott aufgehoben und in seiner Erinnerung geborgen.

Das ist ein erster Schritt. Er mag mir dabei helfen, den von der Krankheit gezeichneten Menschen nicht aufzugeben, mich nicht von ihm abzuwenden, selbst, ja gerade dort, wo ich mir meiner eigenen Hilflosigkeit schmerzlich bewusst werde. Ein weiterer Schritt wird dann sein, dass ich gute und professionelle, einfühlsame Hilfe annehme. Auch dazu soll dieser Gottesdienst und die Angebote der kommenden Wochen dienen. Ich kann nur herzlich dazu einladen, sich ohne Scheu zu informieren, sich kundig zu machen und die zahlreichen Angebote anzunehmen, die es gibt. Der Informationstisch gleich beim Kirchenkaffee ist solch ein erstes Angebot, und ich lade ausdrücklich und herzlich dazu ein.

Und schließlich gilt es immer wieder, sich mit Geduld und Einfühlungsvermögen einzulassen auf die Situation des kranken Menschen. Das ist manchmal leichter gesagt als getan, denn es ist, wie gesehen, auch schmerzlich, mit der eigenen Hilflosigkeit konfrontiert zu werden. Ein Gebet mag uns dabei helfen, das Ihnen vielleicht schon einmal begegnet ist. Es trägt den Titel ‚Gebet eines alten Menschen‘ und enthält viel Weisheit auch für den Umgang mit dementen Menschen.

*Selig, die Verständnis zeigen für meinen stolpernden Fuß und meine erlahmende Hand.*

*Selig, die begreifen, dass mein Ohr sich anstrengen muss, um alles aufzunehmen, was man mit mir spricht.*

*Selig, die zu wissen scheinen, dass mein Auge trübe und meine Gedanken träge geworden sind.*

*Selig, die mit freundlichem Lächeln verweilen, um ein wenig mit mir zu plaudern.*

*Selig, die niemals sagen: „Diese Geschichte haben Sie mir schon zweimal erzählt.“*

*Selig, die es verstehen, Erinnerungen an frühere Zeiten in mir wachzurufen.*

*Selig, die mich erfahren lassen, dass ich geliebt, geachtet und nicht allein gelassen bin.*

*Selig, die in ihrer Güte die Tage erleichtern, die mir noch bleiben auf dem Weg in die ewige Heimat.*

Mit diesen Worten vor Augen und der Gewissheit im Herzen, dass kein Mensch, mag sein Leben auch noch so eingeschränkt sein, dass kein Mensch vor Gott vergessen ist, kann uns der Umgang mit der Krankheit und – vor allem – mit den erkrankten Menschen ein wenig leichter werden. Nicht leicht und einfach, das wird es wohl nie werden, aber doch erleichtert und getröstet in aller Not und spürbaren Hilflosigkeit. Ich jedenfalls wünsche es uns allen, vor allem aber jenen, die ganz unmittelbar davon betroffen sind. Möge Gott Ihnen die Kraft schenken, die Sie brauchen und den Trost, den Sie nötig haben, als Angehörige, als Helfer oder Pfleger, oder einfach nur als anteilnehmende Menschen, die sich ihre Menschlichkeit bewahren, weil sie auf Gottes Menschlichkeit vertrauen.

*„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“*

*Pfr. Dr. Volker Lubinetzki*